

(Nachdruck verboten.)

Der Roman einer Verschwörung.

71

Von A. Ranc.

In's Deutsche übertragen von Marie Kunert.

„Nun, mein Herr,“ fragte Maître Bréhard, „geht die Untersuchung vorwärts? Werden wir bald eine Einstellung des Verfahrens oder eine Ueberweisung an die Assisen haben?“

Drault machte eine Geste, die bedeutete, „ich kann nichts sagen“ und ging weiter. Aber die Frage Bréhard's und das spöttische Gesicht von Maître Bonienne erbitterten ihn. Sein Kanzleischreiber Ginot, der unschuldige Ginot, mußte nun für Fräulein Juliette Lefrançois und den Advokaten Bréhard herhalten. Drault fuhr ihn schrecklich an.

Zum Beruf eines Kanzleischreibers gehört es, gleichmütig zu sein und zu schweigen. So beugte Ginot auch den Nacken unter dem Donnerwetter, ohne ein Wort zu sagen. Es waren einige kleine Verhöre zu erledigen, und zwei oder drei wegen gemeiner Vergehen vorgeladene Personen warteten mit ihren Gendarmen im Nebenjaal. Der Kanzleischreiber Ginot erinnerte Herrn Drault demüthig daran, der aber antwortete nicht.

Endlich faßte der Untersuchungsrichter einen großen Entschluß; er schrieb schnell einige Worte auf eine Vollmacht und übergab sie dem Schreiber.

„Hier, mein guter Ginot,“ sagte er, „geben Sie schleunigst nach der „Heimsuchung“, geben Sie es dem Gefängnisinspektor, lassen Sie den vorgeladenen Rochereuil herausholen und führen Sie ihn her. Wenn Sie bei der Gendarmerie vorbei kommen, nehmen Sie zwei Mann mit.“

„Eben noch hat er mich schlecht behandelt und jetzt nennt er mich seinen guten Ginot, das reimt sich nicht zusammen,“ dachte der Schreiber, der hinausging und mit schnellem Schritt nach der „Heimsuchung“ eilte.

Als Drault wieder allein war, las er noch einmal, um die Zeit zu tödten und seiner Ungeduld Herr zu werden, die Verhöre und verschiedenen Notizen, welche der Altkonstapler Rochereuil enthielt. Doch wußte er sie schon auswendig.

Nach einer Stunde ungefähr kam Ginot mit hängenden Ohren wieder; er war allein.

„Nun! und der vorgeladene Rochereuil?“ rief der Untersuchungsrichter.

„Ich habe ihn nicht bringen können. Der Gefängnisinspektor hat seine Auslieferung verweigert.“

Und der Schreiber Ginot setzte dem Richter auseinander, daß Herr Descoffes, der Oberinspektor der „Heimsuchung“, Herrn Drault seine Entschuldigung übermittelte, aber bedauerte, seinen Gefangenen nicht hinauslassen zu können. Er hätte mit bezug hierauf formelle Vorschriften von dem General-Polizeimeister, Vorschriften, die ihm auch noch mündlich durch den Herrn Unterpräfekten Bourgnon bestätigt worden wären. Der Gefangene Rochereuil sollte unter keinem Vorwand den Fuß aus dem Gefängnis setzen und zwar auf ausdrücklichen Befehl des Herzogs von Novigo. Wenn Herr Drault ihn zu verhören wünschte, so möchte er sich doch der Mühe unterziehen, wie bisher in das Gefängnis zu kommen.

„Ach, diese Polizei! diese Polizei!“ murmelte Drault, den dieser neue Zwischenfall in seinem Gedanken bestärkte, und der deutlich fühlte, zu welcher untergeordneten Rolle man ihn in dieser Sache vernurtheilte. „Gut,“ sagte er, „es sei. Gehen wir nach der „Heimsuchung“. Es soll nicht gesagt werden, daß ich nicht diese letzte Möglichkeit ausgenutzt hätte!“

An diesem Tage sollte er jedoch Rochereuil nicht sehen. In dem Augenblick, als Drault sich anschickte, mit dem Schreiber Ginot fortzugehen, klopfte es an die Thüre des Kabinetts, und einer der Diener kam, um ihm ein Wort ins Ohr zu sagen.

Drault konnte eine lebhaftere Bewegung des Aergers nicht zurückhalten.

„Lassen Sie eintreten,“ sagte er dann.

Der Eintretende war ein kleiner Mann von ziemlich gewöhnlichem Aussehen, der das Benehmen und die Haltung eines Dieners aus einem vornehmen Hause hatte. Er grüßte von oben herab.

„Herr Untersuchungsrichter“, sagte er, „ich begrüße Sie

respektvoll. Ich bitte Sie, mir gütigst für einen Augenblick eine private Unterredung zu gewähren.

Drault gab dem Schreiber Ginot ein Zeichen, der alsbald verschwand.

„Mein Herr“, sagte der kleine Mann, als sie allein waren, „ich heiße Degrange und bin im Privatdienst Sr. Excellenz des Herrn Herzogs von Novigo. Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung, wenn Sie mir gefälligst einige Auskünfte geben und mir andeuten wollen, nach welcher Seite sich meine Forschungen richten sollen.“

„Aber,“ unterbrach Drault ihn, „sind Sie nicht schon auf dem Laufenden?“

„O, mir sehr allgemein, Herr Untersuchungsrichter. Der Herr Herzog von Novigo hat mir, als er mir den Befehl zur Abreise erteilte, gesagt, daß es sich um Mitschuldige Malet's handelte, von denen einige schon fürsorglich von Ihnen verhaftet worden seien. Mehr weiß ich nicht.“

„In der That, zwei dieser Männer, der schon genannte Pierre Rochereuil, der Sohn eines Konventsmitgliedes, das zum „Berg“ gehörte, und ein gewisser Abbé Georget, einer jener Priester, die 1793 ihren Glauben abgeschworen, sind seit ungefähr drei Monaten in der „Heimsuchung“. Aber ihre Verhaftung fand auf Angabe des General-Polizeiministeriums statt und auf ausdrücklichen Befehl des Herzogs von Novigo.“

„Das ist wahr; aber ich muß dem Herrn Richter bescheiden bemerken, daß seit dieser Zeit die Untersuchung hätte vorwärts schreiten müssen. Wenn der Herr Richter mir sagen möchten, wie weit die Vernehmung . . .“

Drault schien mehr und mehr außer Fassung zu gerathen.

„Wir verfügen hier,“ sagte er, „über sehr schwache Mittel . . . Ich hoffe, Sie würden nach Poitiers kommen, um dieser Unzulänglichkeit abzuhelfen . . . Der Herr Unterpräfekt Bourgnon hat versucht, eine Ueberwachung zu organisiren . . . aber ich glaube nicht, daß er damit ein Resultat erzielt hat. Was mich betrifft,“ fuhr Drault verlegen fort, — und er beging damit den schweren Fehler, sich vor einem untergeordneten Beamten zu vertheidigen, wie wenn er vor dem Minister selbst stände — „was mich betrifft, so habe ich Rochereuil und Georget verhört; sie haben die Antwort verweigert; sie haben sich in absolutes Schweigen gehüllt. . . Was thun? In einem Prozeß mit einer großen Zahl von Angeklagten findet man immer einen oder zwei, die den Kopf verlieren, sich kompromittiren und sich Geständnisse ablocken lassen. Durch diese wirkt man dann auf die andern ein. Wenn man einmal den Faden in der Hand hat, dann geht die Sache von selbst. Aber hier stehe ich zwei sehr entschlossenen, sehr vorsichtigen Männern gegenüber. Ich kann sie nicht mit einander in Widerspruch bringen. O, das System das sie befolgen, ist vorzüglich. . . Auch wenn sie Jahre lang im Gefängnis blieben, würden wir nicht mehr erfahren. Ich rechnete darauf, daß Sie mir die Grundlagen geben würden, die mir zum Handeln fehlen, und mit deren Hilfe ich sehr schnell gegen Rochereuil und seine Mitschuldigen vorgehen könnte.“

„Der Herr Untersuchungsrichter sind zu gütig, mir so viel Vertrauen zu schenken. Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür. In Wirklichkeit ahnte ich dergleichen schon. Die Sache ist schlecht eingefädelt worden,“ fuhr Degrange trocken fort. „Warum mußten Rochereuil und der Abbé Georget verhaftet werden? Das war nutzlos und gefährlich. Schließlich soll ich aus dem, was Herr Drault mir gesagt haben, schließen, daß die Untersuchung noch nicht weiter gediehen ist als am ersten Tage?“

Drault empfand wieder eine Regung des Aergers; er hatte zu viel gesagt, und gewiß verlor er die Untersuchung aus den Händen. Was sich nun auch ereignen mochte, der Triumph, wenn es einen Triumph gab, würde Degrange gehören. Er hatte die Mühe gehabt, ein anderer erntete die Ehre. Er versuchte jedoch, sich von neuem in den Sattel zu schwingen.

„O,“ sagte er, sich zu einem Lächeln zwingend, „nicht weiter als am ersten Tage! Das wäre zu viel gesagt. So habe ich heute morgen eine gewisse Juliette Lefrançois, genannt Fernande, verhört, und ich habe die Ueberzeugung erlangt, daß dieses Mädchen, das mit dem älteren Rochereuil Beziehungen unterhält, mehr weiß als es sagen will. Ich rathe Ihnen, sie zu überwachen! Sie

wohnt," fügte er, seine Schreibtischplatte zu Rathe ziehend, hinzu, "Boulevard du Grand-Cerf, erstes Haus nach der Herberge gleichen Namens."

"Ich weiß es, mein Herr, ich komme von ihr."
 "Ah! der Schlag schmetterte Herrn Draukt zu Boden."
 "Wie! schon?" stammelte er.

(Fortsetzung folgt)

Die weißen Gänse.

Seine Nachbarn würden gewiß nicht schlecht gucken, wenn er mit dem Wagen voll schnatternder Gänse durch die stille Vorortstraße fahren würde bis zu seinem Grundstück, wo die Vögel dann von ihm und seiner Frau aus dem Käfig genommen und nach dem neuen Gänsestall im Hofe, dicht am Gartengitter gebracht werden sollten. Das war seine Idee, nach Nummelsburg zu fahren und dort in den Gänsebuchten einzukaufen. Warum sollte man den Zwischenhändlern den Verdienst in den Hals werfen? Er war dafür, immer "an die Quelle" zu gehen. Im Vollgefühl seines "gesunden Verstandes", durch den er es zu "etwas gebracht" hatte, rüfelte er sich auf der Bank der Stadtbahn und sah selbstbewußt und überlegen die ihm gegenüberliegenden Arbeiter an, die, abgehärtet aussehend und schäbig gekleidet, es natürlich nicht verstanden, vorwärts zu kommen. Da war er doch ein ganz anderer Kerl.

Der Zug hielt in Strolau-Nummelsburg, und Karl Röhner, Malermeister aus Steglitz, mußte aussteigen. Er fragte den Mann mit der roten Mütze nach dem Gänsemarkt. Den Beschreibungen des Mannes konnte er entnehmen, daß er mehrere Bahnunterführungen auf seinem Wege betreten müsse. So ging er denn den Weg von der Station hinab nach der Straße. Da stand er und wußte nicht rechts noch links, denn zu beiden Seiten waren eine ganze Anzahl Bahnunterführungen. Da alle, die mit ihm ausstiegen waren, schon auf den verschiedenen Wegen ihm ein ganzes Stück voraus-eilten, konnte er auch niemand um Bescheid fragen, und so entschied er sich, aufs Gerathewohl links hinunterzugehen. Eine Obfrau am Wege sagte ihm, daß er richtig gehe — hatte ihn doch wieder sein gesunder Verstand nicht im Stich gelassen!

So marschierte er denn an dem Bahnhof, in dem lange Reihen von vergitterten Gänsewagen standen, vorbei nach den Gänsebuchten. Er fand Nummelsburg sehr häßlich. Alles große Häuser, keine Willen mit wohlgepflegten Kunstgärten, wie bei ihm in Steglitz. Nur auf den Bauplätzen, die zwischen den wilden Häuservierteln lagen, waren einige Lauben aufgebaut, die aber von gewöhnlichen, schon abgeernteten Kartoffelfeldern umgeben waren. Dann gab's hier auch große Fabriken; ja, selbst die Kirche, die drüben hinter rothen Schulgebäuden hervorragte, erschien ihm recht postförmig. Das sah hier alles so unordentlich und zerissen aus.

Von einem umzäunten Plätzchen hörte er das dumpfe Geschnatter und grelle Getreische einer großen Gänseherde herüberfliegen. Er überschritt die Chauffee, auf der mehrere Arbeiter, denen in der warmen Herbstsonne der Kopf zu schwer geworden war, in ihren bunten, gestickten Hemden steine larten.

Karl Röhner trat in das Thor des Plätzes und sah rund die Gänsebuchten vor sich. Links und rechts auf dem großen Platz zogen sie sich, von niedrigen Zäunen umgrenzt, bis nahe an den See hinan, auf dem sich eben eine große Schaar Gänse tummelte. Zu weit konnten diese allerdings nicht hinaus auf das Wasser, da nur ein kleines Stück von ihm, von einem hohen Gatter umzogen, in den Platz hineinkam. Auf der linken Seite standen mehrere große Kässwagen, in denen die Gänse, drei bis vier Stodwerke übereinander, durch die Straßen gefahren wurden. Vor diesen Wagen stand sein Nachbar, der Milchhändler Brieseneck, mit dem kleinen Fuhrwerk und seinem alten Brauen davor. Brieseneck sollte ihm die Gänse nach Hause fahren.

Sie traten zusammen an die vorderen Buchten, aus denen die Gänse in leere Buchten abgezählt wurden. Eine ganze Menge Gänsetreiber und Kleinhändler sahen dem Abzählen zu und machten laute höhnische Bemerkungen über die Vögel. Röhner drängte sich auch hinzu. Er erschrak, als er sehr wenige weiße Gänse unter den vielen, mit ängstlichem Geschrei hin- und herrennenden Vögeln sah. Er wollte sich gerade mal weiße anschauen; die sahen so zart aus wie Schwäne und wenn man deren Daunen später in die Betten stopfte, konnte man glauben, man stopfe Eiderdaunen.

Die Händler, hagere Gestalten in modischen Kleidern und mit dicken Uhrketten, hatten die eine Herde abgezählt und stritten sich nun heftig in polnischer Sprache, ohne auf die derben Witze der Umstehenden zu achten. Röhner näherte sich ihnen langsam. Sofort verhielten sie sich und wandten sich ihm zu. Als sie jedoch hörten, daß er nur fünfzehn Vögel haben wolle, wechselten sie einige Worte, und einer von ihnen ging mit ihm in eine Bucht. Mit einer gewissen Geringschätzung sah er Röhner zu, wie dieser sich vor-sichtig und bedächtig die Gänse ansah, die ein junger Treiber mit einem langen Haken aus dem Gänsestall zog, sie am Kopf packte und sie wiegend über den Baum warf. Als Röhner sich lauter weiße aussuchte, schüttelte der Händler den Kopf, und Röhner mußte mit drei weißen zufrieden sein.

Er hatte den Kauf beendet und trieb die fünfzehn Gänse mit Brieseneck nach dem Wagen, als gerade die große Schaar aus dem See wieder in die Buchten getrieben wurde. Sie

kam dicht an seiner vorbei und, von einem großen Hunde gefagt, flatterte eine weiße Gans zwischen seine.

Ein Gedanke durchblitzte ihn, und er blinzelte Brieseneck zu. Sie verlugen stillschweigend die Gänse mit der zugestatteten und subren langsam über den Platz. Da jedoch mehrere große Wagen am Thor von den Händlern abgefertigt wurden, konnten sie nicht gleich hinaus. Nun erzählten sie sich voll heimlicher Freude, was sie alles "unter der Hand" erhascht hatten. Brieseneck hatte einen Flug Tauben, mit dem er sich manchmal einen Taubenbraten ersagte, während Röhner erzählte, daß er schon als Lehrling immer "schmutz" gemacht habe.

"Das muß man auch, wenn man es zu was bringen will!" meinte er.

Jetzt kam der Händler an ihren Wagen und plauderte mit ihnen. Röhner wünschte ihm zu allen Teufeln, denn er schwigte schon vor Angst, daß der Händler die vierte weiße Gans entdecken könnte. Und richtig, da wies er auf die Gänse hin: "Na, gut haben Sie gekauft!"

Wütlich erstarrte des Händlers Lächeln: "Ah! — Vier weiße? Ich habe doch nur drei verkauft — Oho! Das sind ja mehr!"

Röhner that erstaunt.

Der Händler schimpfte laut, so daß sich bald um den Wagen eine dichte Kette von Treibern und Händlern bildete, die mit wüsten Reden nicht sparten. Röhner, dem sehr heiß geworden war, starrte mit blankem Gesicht auf die erregten Männer, die ihm zu allem fähig schienen.

Er legte kurzweg, daß er die Gans sich widerrechtlich angeeignet habe und ließ Brieseneck ansfahren. Da fiel man dem Pferde in die Fügel, die Händler liefen nach einem Gendarmen und mehrere drohten mit Schlägen.

Als Röhner den Aus nach dem Gendarmen hörte, überließ es ihn eiskalt. Er hatte draußen mehrere stehen sehen. In ihren dunkelgrünen Röden, mit dem blanken Helm und Degen, sowie dem Revolver an der Seite, waren sie ihm bisher als die Hüter seiner Ideale erschienen. Und nun mit einem Male sollte er mit ihnen in Konflikt kommen? Sollten sie gegen ihn vorgehen?

In diesem Augenblick hatte er die Gendarmen.

Doch da hatte er sich rasch auf einen Ausweg besonnen und kramhaft lächelnd wehrte er ab und winkte dem Händler: "Es kann ja sein, daß die Gans aus der großen Herde zufällig zwischen meine geflattert ist. — Ich habe das nicht bemerkt."

Er reichte dem Händler eine weiße Gans hin und sagte lächelnd: "Wie ist's denn? Kommen Sie mit zu einem Fläschchen Rotzspohn?"

Der Händler verstand ihn, übergab die Gans einem Treiber und schwang sich mit auf den Bod. —

Als Röhner am nächsten Morgen spät erwachte und das Gänsegetreisch auf seinem Hof hörte, sagte er zu seiner Frau, die ihm Vorwürfe über sein langes Ausbleiben machte: "Na, hab' keine Angst; ich fahre nicht mehr nach Nummelsburg — das kostet mehr, als es einbringt." — — — — —

Kleines Feuilleton.

h. „Die Gemeinderschaft“. In der internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswissenschaftslehre zu Berlin hielt am 16. Oktober der bekannte Rechtslehrer an der Universität zu Zürich, Professor Georg Cohn, einen Vortrag über ein in der Schweiz noch bestehendes Rechtsinstitut, die sogenannte Gemeinderschaft, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, daß wir hier noch ein in die individualistische Rechtsordnung herübergenommene Stück Sozialismus vor uns haben. Das Wesen der Gemeinderschaft ist das folgende: Mehrere Geschwister werfen ihr gesamtes Vermögen zu einer gemeinsamen Masse zusammen. Die Theilung ist nur aus erheblichen Gründen gestattet. Privateigenthum des einzelnen Genossen, des sogenannten Gemeinders, ist ausgeschlossen, vielmehr flieht jeder Erwerb ohne weiteres dem Gesamtgut zu. Im Falle des Todes eines Gemeinders verbleibt dessen Antheil der Gemeinderschaft, so daß auch ein persönliches Erbrecht nicht existirt. Selbstverständlich kann ein Gemeinder, da ein Sondereigenthum für ihn nicht besteht, auch die ihm zukommende Quote nicht veräußern oder verpfänden. Ueberall, wo das Institut gilt, ist damit gemeinschaftliche Wirtschaft der Gemeinder verbunden. Die Gemeinderschaft besteht, abgesehen von einer Reihe Schweizer-Kantonen, bei den slavischen Völkern und hier halten die Bauern mit großer Zähigkeit daran fest. In Kroatien, Serbien, Montenegro, Dalmatien, Bulgarien, Südrussland u. s. w.: überall finden wir in irgendeiner Form die Gemeinderschaft wieder, die hier oft mehr als 100 Personen zählt. Der Ursprung des Instituts liegt in dem Gange zum Sozialismus, der sich, wie die neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Rechtsvergleichung gezeigt haben, ursprünglich im Recht aller arischen Völker findet. Der Begriff des Sondereigenthums ist überall erst eine spätere Rechtsbildung. Eähe, wie die: „Was in der Wehre“, d. h. der Sondergemeinschaft „verirrt“, fällt wieder an die Wehre“, lassen diesen dem starren Individualismus abholden Zug der alten arischen Rechte klar erkennen. In der Schweiz, so führte der Vortragende weiter aus, ist das Institut im Absterben begriffen, es kann sich der individualistischen Rechts- und Wirtschaftsordnung gegenüber nur schwer halten. Dagegen ist es bei den slavischen Völkern, verbunden durchweg mit

gemeinsamer Mahlzeit und gemeinsamer Wirtschaft, noch immer in Geltung. Die neue schweizerische Gesetzgebung ist der Gemeindegemeinschaft sehr günstig gesinnt und bestrebt, sie wiederherzustellen. Der jetzt dem gesetzgebenden Körper in der Schweiz vorgelegte Entwurf eines einheitlichen bürgerlichen Gesetzbuchs, der zum Verfasser den hervorragenden schweizerischen Juristen, den Professor Huber in Bern hat, sieht sogar Mittel und Wege vor, um unter Umständen in a n g e s e i s e die Gemeindegemeinschaft durchzuführen. Der schweizerische Gesetzgeber hofft von der Wiederherstellung des Jusstituts nicht nur eine Förderung des Familienlebens, sondern vor allem will er damit der Parzellierung der Grundstücke entgegenarbeiten und durch die mit der Gemeindegemeinschaft verbunden gewesene Wirtschaft die zunehmende Verarmung einengen. In Deutschland kann das Jusstitut nicht Eingang finden. Das bürgerliche Gesetzbuch macht es unmöglich durch die Vorschrift, daß jeder Miterbe unter allen Umständen die Auseinandersetzung verlangen kann und durch die weitere Bestimmung, daß ein Vertrag, durch den sich jemand verpflichtet, sein künftiges Vermögen oder einen Theil desselben zu übertragen, nichtig ist. —

Theater.

Maximilian Ludwig gehört seit einem Vierteljahrhundert der Königl. Bühne an. Am Sonnabend feierte er als Marquis Posa sein Jubelfest. Man ehrte ihn, wie das in solchen Fällen üblich, mit demonstrativem Beifall und kameradschaftlichen Ansprachen; er selber dankte gerührt.

Gerne sei dem fleißigen, braven Arbeiter die Festesfreude gegönnt. Ueber die Thatfache kann sie freilich nicht hinwegtäuschen, daß die einflußreichere Zeit des Herrn Ludwig vorüber ist. Wir können uns heute nicht mehr vorstellen, daß Herr Ludwig einst der gefeierte Liebling in der Theaterwelt Berlins war, ja daß er als Wiederbeleber des Schauspielhauses gerühmt wurde. Wie verzopft und versteift muß es damals ausgesehen haben, wenn die schönrednerische Pathos und die „süße“, getragene, nicht selten auch gezierte Romantik dieses Schauspielers als neuer, junger Aufschwung gepriesen wurde.

Seit in der Schauspielkunst die eindringliche Charakterisierung wieder mehr gilt, als der „weiche, schöne Linienfluß“ der Gestalt, war Ludwig's Wirksamkeit naturgemäß gebrochen. Er mußte sich mit untergeordneter Stellung bescheiden. Andere rückten beim Publikum in den ersten Rang, so der geistreiche, bewegliche Kainz und der temperamentvolle Draufgänger Raikowsky. —

Von Zeit zu Zeit unternehmen auch die Familien-Theater gerne einen Ausflug „zum Höheren“ ins klassiche Land. Nicht, weil deren Leiter wegen der niedrigen Familienkost, die sie sonst aufzutreiben lieben, einermaligen Buse thun wollten. Nein, die Geschäftsliebe gebietet es so. Das getreue Publikum soll sich und seinen Bildungsstolz fühlen lernen. Wozu lebt man in der Hauptstadt der Intelligenz. Man brandt ja darum herbe Größe etwa nicht in voller Herrlichkeit wiedergeben und das Publikum nicht mit allzu schwerem Gedankenreichtum zu belassen. Wozu auch bedrückten Familienvätern, zärtlichen Müttern und Töchtern eindringliche Geistesarbeit zumuthen wollen? Man umschmeichelt lieber ihre Sinne und schläfert sie sachte ein. Die Hörer im Parkett haben dann die erbebende Gemüthung, Sprac-Alben würdig vertreten zu haben, klassisch gewesen zu sein; und halb zwischen Schlaf und Wachen haben sie doch ein süßes Theatervergnügen gelostet. So macht man aus dem „Sommernachtsstraum“ eine Fecie, eine Operette aus dem „Kaufmann von Venedig“ und eine große Oper mit Ballet schneidert man aus dem zweiten Theil des Faust zurecht.

Dieses opernhafte Ding, Text von Goethe, Musik von Karpz, lernte man am Sonntag im „Berliner Theater“ kennen Als nach der Ouverture der Vorhang in die Höhe ging, und die feierlichen Verse, die vor Faustens Erwachen gesprochen werden, Verse, die an sich voll von heerlich musikalischem Wohlklang sind, nach irgend einer Opernschablone von einem ditionirenden Chor gesungen wurden: da dachte ich mir gleich: Schau, der Direktor kennt seine Leute. Und in der That, was kümmert Frau Lehmann oder Frau Buchholz die bedeutungsvolle Sprache Goethe's? Direktor Prach hat tief in den Säckel gegriffen. Die Kostüme funkelnagelneu; bei Adolf Ernst konnte es nicht schöner sein. In der Kaiserpsal ein farbenbuntes, wirklich reich bewegtes Leben. Die Helena- und die Euphorion-Szenen sammt dem hellenischen und nordischen Geisterspiel zu einem Panzerballet umgewandelt, darüber neuen, dekorativen Glanz gestreut. Das Publikum jubelte über seinen klassichen Snclaffen, und der Jubel entlud sich nach den Altschlüssen in stürmischen Beifall.

Uebrigens können sich Bühnenleiter, wie Prach, bei ihrem Beginnen auf Goethe selber berufen, der wohl an die Aufführung von Faust II im Ernst nicht dachte, gelegentlich einmal aber ansprach, Faust würde dann die Gestalt einer Oper annehmen.

Vor mehreren Jahren schon wurde in Deutschen Theater unter Arronge der Versuch mit dem zweiten Theil des Faust gemacht. Man beging damals die Unklugheit, die Helenszenen fortzulassen. Sonst ging man mit den Dichtervorten schonender um, als diesmal. Das dekorative Bild war auch damals eine Hauptsache, und ihm ist der damalige große Erfolg nicht zum wenigsten zu danken; doch war man im ganzen noch verschämter, als jetzt. Man arbeitete manche lyrische Stimmung sich heraus.

Man braucht sich über diese Art von Klassizität im Familien-theater im allgemeinen nicht zu erbofen. Schaden wird im grunde

damit nicht angerichtet. Was im zweiten Theil des „Faust“ neben vielem Ballast heute noch lyrisch ergreift, wird stets auf den still sinnenden Leser tieferen Eindruck machen, als auf den Hörer etwa im Theater; und hätte die Regie Goethe's Wort noch so deutlich auf der Bühne herausgearbeitet, Buchholzen's hätten doch von Goethe's Geist keinen Hauch verspürt.

Den Faust gab, wie vordem schon im Deutschen Theater, Herr Sommerstorff. Seine Deklamation ist sympathisch, edel. Auch Frau Sommerstorff sprach im Deutschen Theater, wie diesmal die Hüperin (Gretchen). Von früheren Bekannten traf man auch Herrn Bitzschau, den lungengewaltigen „Mausebold“. Herr Stahl gab den Mephisto nicht gerade mit rechtem diabolischen Glanz. Manchmal schien es, als sei der Zyniker Mephisto gar zu bedächtig und milde. Die Helena wurde von Frau Pospischil dargestellt. — Am schlimmsten wird es auf dem Theater mit den lustigen Phantastengebilden des Homunkulus und Euphorion sein. Der Homunkel muß von einem Kind gespielt werden, und Goethe's phantastische Ironie klingt im Munde eines Kindes, das nothwendig die sinnreichen Verse papageienhaft nachsprechen muß, trocken und hölzern. Euphorion, die windige Geburt, wurde von einer Theaternaiven gegeben, die sonst Bassische drollig spielt. Damit kommt man dann nicht aus. —

Oskar Blumenthal und Gustav Kadelburg, die Namen bedeuten eine sieggewohnte Firma. Ihre Poffensabrik hat eine neue Arbeit auf den Markt geworfen, den Schwank „Hans Hudebein“, der am Sonnabend zum ersten Male im Lessing-Theater aufgeführt wurde. Mit wiederndem Gelächter wurde der Schwank aufgenommen. Es giebt für diese Art von Lachen keine andere Bezeichnung, als Wiehern. Es hat nichts mehr von durchgeistigter Lustigkeit an sich, es ist der gewaltsame Ausbruch einer stumpfsinnigen Menge. Man lächelt nicht mehr über eine menschliche Unvollkommenheit, man folgt nicht mehr dem wihigen Einfall oder der tollbreisten lomischen Uebertreibung; man wiehert eben. Ein geschlagener Pantoffelheld, der am Kagenischchen aus Strafe seinen Kaffee trinken muß, macht den Wig: Also auch vom Tisch geschieden? Das ahnungs-volle Publikum beareist und wiehert über den echten Blumenthal. So geht's im gleichen Tempo weiter.

Hans Hudebein ist der Spitzname eines Pechvogels. So oft er einmal über die Stränge haut, länger in der Kneipe sitzt oder ein bißchen pouffirt, gewiß erfährt es seine liebe Gattin. Das Schlimmste aber thut ihm der Kinematograph an. Das ist eine vertenselte Erfindung. Herr Hallerstädt hat im Ostende mit einem kleinen Ländchen eine heimliche Begegnung; gerade als er zärtlich sein will, wird das Momentbild von dem Apparat für lebende Photographien aufgesaugen, und Hallerstädt, der Schwerenöthler, wird als „lebendes Bild“ in Berlin gegen Entree gezeigt. Die Frau erfährt's; sie sieht das Bild, es giebt Verlegenheit um Verlegenheit, bis sich alles friedlich regelt. Hallerstädt's Dame in Ostende war nur von der Gesellschaft, die mit dem Kinematographen Geschäfte macht, „angestellt“, um „Männer heranzulocken“ und für pikante Szenen zu sorgen. Die Tugend des Herrn Hallerstädt kam dabei nicht zu Falle.

Die Schauspieler (Herr Schönseld, Fr. Groß, Herr Klein und Herr Guthery) können bei solchen Schwänken sich nur im ausgetretenen Geleise bewegen. Das czuzig Werthvolle bleibt das Geschäft der Firma, als deren Vertreter sich wohl ein Duzend Mal schmunzelnd verbeugten Gustav Kadelburg und Oskar Blumenthal. —

— Im Ostend-Theater wird zur Zeit in Spiritismus gemacht. Herr Direktor Weiß — wer diesen Künstler mit dem Schall im Nacken einmal gesehen hat, mag sich den Humor von der Sache ansmaßen — Herr Weiß soll im Voraus hiesigen Spiritisten angekündigt haben, daß er einer der ihrigen sei, und diese überraschende Benderschaftserklärung hatte zur Folge, daß am Sonnabend bei der ersten Aufführung der „Geisterglocke“ wirklich eine stattliche Anzahl vierdimensionaler Ränge das Parquet bevölkerten. Die harmlosen Leute kamen auf ihre Rechnung, denn das Stück war sehr gruselig. Ein englischer Oberst hat im Kriege mit den Afriidis einen buddhistischen Heiligen vorzüglicher Qualität getödtet, und diese koloniale Untthat rächen die unheimlichen Kollegen des indischen Gottesmannes an dem Mörder nach Gerhart-Hauptmann'schem Rezept. Der raube Krieger hört vierzig Jahre lang zur Strafe eine Glocke um sich bammeln; man kann sich denken, daß ein so monotones Geräusch im Laufe der Zeit selbst einen bigotten Engländer verrückt machen muß. Nach Ablauf der vierzig Vammeljahre kommen die Fakire gar nach Schottland, wo das Stück vor sich geht, und bringen es fertig, daß der Oberst sich gemeinsam mit seinem gleichschuldigen Feldwebel ins Meer stürzt.

Wir glauben nicht, daß die Geisterglocke auf lange Dauer das Ostend-Theater füllen wird. Die spiritistischen Konventikel, welche das an sich wertlose Schauspiel ernst nehmen, machen insgesamt nur ein kleines Häuflein aus, und die gesunden Leute sind meist nicht im stande, die Sache von der humoristischen Seite aufzufassen. Das „Drama“ wurde übrigens recht hübsch dargestellt. —

— Die „Neue Freie Volksbühne“ brachte am Sonntag Anzengruber's „Der G'wissenswurm“ heraus. Es war die erste That des neuen Regisseurs, des Herrn Claudius Merten. Und es war wirklich eine That. Ich stehe nicht an, diese Aufführung für die beste zu erklären, die ich je an

einer der Freien Volkshühnen gesehen. So abgerundet war das Zusammen spiel, so natürlich die auf die Absichten des Dichters bis ins kleinste eingehenden Darbietungen der Hauptdarsteller. Grethe Gallus (Hochlacherlies) erregte in der Liebeszene mit dem Basil, als sie den „dummen Buben“ gar so fein frotzelte, den besten Jubel der Zuschauer. Die meisten von ihnen kannten das Stück, das Spiel der Herren Merten (Grillhofer), Rücker (Dustere) und Fritz Werner (Basil) rih sie aber so mit sich fort, das sie, was bei dieser Bühne noch niemals der Fall gewesen, am Schlusse der Komödie die Schauspiel er viermal vor den Vorhang riefen. Einen Augengruber mit solchen Darstellern kann man sich als Sonntagsgenuß schon gefallen lassen. —

Musik.

—er—. Thalia-Theater. Wenn Theaterprogramm literarische Ehrlichkeit befähigen, mühte das mit starker Heiterkeit ausgenommene neue Vaudeville folgendermaßen betitelt werden: „Lohn-Bohn“, Vaudeville in 3 Akten vor Maurice Ordonneau, Musik von Viktor Roge, auf's innigste nachempfunden der Lauff'schen Posse „Ein toller Einfall“. Hier der Inhalt der tolltustigen Novität in wenigen Worten: Das in einem kleinen Städtchen wohnende wohlhabende Spiehbürgerpaar Moulinet muß wegen einer Erbschaft verweisen und überläßt seinem Neffen, dem Kunstakademiker Saturnin das Haus zur Obhut. Diefem gegenüber befindet sich das „Hotel zum weißen Roß“, dessen Wirthin einer im Ort sich aufhaltenden, hungernden Zirkus-Gaullerbande nichts mehr kreditiren will. Eben als die neueste Pantomime „Herberge zum Lohn-Bohn“ wieder kein Publikum anzulocken vermag, erbarmt sich der mitleidige Saturnin der verzweifelnden Gesellschaft und schenkt ihr 100 Franks. Gelegenheit, sich für diese Rettung zu revanchiren, ist sofort gegeben. Der Freund und Studiengenosse Saturnin's, Blanchard, ist aus Paris im Städtchen eingetroffen, weil er gehört, daß hier im „Weissen Roß“ der reiche Tuchhändler Drömer mit seiner Tochter Cecile, die Blanchard liebt und von der er natürlich wieder geliebt wird, absteigen will, und eine Zusammenkunft des Tuchhändlers mit dem von ihm erwählten Schwiegerohne in spe, dem sehr geldbedürftigen Grafen Zarifski, stattfinden soll. Dies Heirathsprojekt zu hintertreiben und Blanchard zur Erlangung Cecile's zu verhelfen, läßt die für die 100 Franks dankbare, erfindungsreiche Zirkusdirektorin im Nacht Dunkel das Firmenschild des „Weissen Roß“ abnehmen und an Moulinet's Haus besetzen. Bei ihrer Ankunft halten natürlich der Tuchhändler und seine Tochter das Privathaus für den Gasthof, als dessen Dienstpersonal sich die Zirkusleute verkleiden. Welch tolles Durcheinander sich nun ergibt, als sich der Clown der Gesellschaft dem Tuchhändler als Graf Zarifski vorstellt, als dann der wirkliche Graf eintrifft, dem sich wieder ein anderes Zirkusmitglied und die Direktorin als Tuchhändler und Tochter mit sehr besonnener Vergangenheit präsentieren, als dann schließlich wie eine plaghende Bombe das ruhesüchtige Philistereihepaar Moulinet, welches seine Reise verschoben, erscheint, in seinem Hause diese unbekannte Menge antrifft und in einen wahren Abgrund von Verwechselungen und Mißverständnissen gerissen wird — das alles ist wohl die Unwahrscheinlichkeit selbst, aber es ist mit einem solchen Uebermüthe und solcher Laune eingeleitet und entwickelt, daß wahre Stürme von Heiterkeit einander folgten. Die Wirkung des dritten Aktes, welcher selbstverständlich eine allgemein beglückende Lösung brinat, ließ zwar etwas nach, aber sie schadete nicht dem Erfolge des Vaudevilles, das im zweiten Akte geradezu einen Gipfel der Ausgelassenheit erreichte. Darstellung und Inszenirung erfüllten jeden Wunsch. Frau Dora entwickelte als Zirkusdirektorin ihre längst anerkannte Soubraintänst und ihre seltene Vortragsgewandtheit in der Wiedergabe pointirter Kourplets; Herr Junkermann als falscher, Herr Ewald als echter Graf Zarifski boten köstliche Chargen. Mit diesen Hauptdarstellern vereinigten sich Fräul. Theren, die Herren Sommer, Sachs, Borlisch und Hansen zu einem ungemein fröhlichen Ensemble. Die Musik Roger's macht keine ernsten Ansprüche; sie ist liebenswürdig, frei von Operententzerrlichkeiten und von jener Delikatesse in der Instrumentation und Rhythmirung, welche als traditionelles Eigenthum allen französischen Vaudevillisten eigen ist. —

Aus dem Thierleben.

— Ueber Naturgeschichte des See-Otters entnimmt die „Nordd. Allgem. Ztg.“ den Mittheilungen des russischen Generalstabs-Obersten Baloschinow folgendes: Der See-Otter, ein höchst eigenartiges, der Familie der Robben angehöriges Thier, das eine Länge bis zwei Meter erreicht, wurde im Jahre 1741 mit der Entdeckung der Kommandeurs-Inseln durch Kapitän Vering bekannt. Späterhin wurde das Vorkommen des See-Otters auch in anderen Theilen des Beringmeeres auf den Pribylow-Inseln (Georgs- und Pauls-Insel) festgestellt (im Jahre 1786). Ferner erkannte man mit der Zeit, daß sich die See-Ottern in drei Heerden theilen: die Kommandeurs- oder russische Heerde, die Pribylow- und die Walroß-Inseln-Heerde, welche letztere die unbedeutendste ist. Die Thiere erscheinen Anfang Mai auf den genannten Inseln und bleiben bis Anfang September dort. Merkwürdigerweise ist es bis jetzt keinem Naturforscher gelungen, sicheres über ihren Aufenthalt in den Wintermonaten festzustellen. Man nimmt an, daß sie, nachdem sie ihre Sommerplätze verlassen haben, der

Meeresströmung folgen und, sich von Fischen nährend, den Stillen Ozean bis etwa 35 Grad nördlicher Breite hinabschwimmen und im Frühjahr auf demselben Wege nach ihren Wirtspätzen zurückkehren. Hier erscheinen die alten Männchen zuerst auf den Inseln, später die alten Weibchen. Sodann folgen die jüngeren, ein- bis vier-jährigen, zur Fortpflanzung noch untauglichen Männchen und schließlich die jüngeren Weibchen. Im Herbst erfolgt das Verlassen der Inseln in derselben Reihenfolge wie die Ankunft. Die Weibchen bringen jedesmal nur ein Junges zur Welt.

Was nun den Seeotternschlag betrifft, so wird er von den örtlichen Bewohnern folgendermaßen betrieben: An einem trüben nebligen Tage erscheinen die Jäger auf der Insel, treiben die Seeottern unter lautem Geschrei in das Innere, sondern die jungen Männchen von den Weibchen und alten Männchen ab und betäuben sie durch einen Schlag auf die Schnauze, worauf ihnen schließlich durch ein Jagdmesser der Fang gegeben wird. Nach beendeter Jagd wird den erbeuteten Thieren das Fell abgezogen und dieses dann gefalzen und getrocknet. Diese Jagd ist nach den Ermittlungen der russischen Regierung der gleichmäßigen Vermehrung nicht abträglich, um so mehr aber der Raubfang auf der Wauderschaft. Die Kanadier lauern, wie erwähnt, dem Seeotter im offenen Meere auf und tödten hier alles ohne Unterschied des Alters und Geschlechts; dabei kann kaum der fünfte Theil der Beute geborgen werden, während alles übrige vom Meere fortgeführt wird und den Raubfischen anheimfällt. Anfangs gab es gar keine gesetzlichen Bestimmungen über die Seeotter-Jagd, und man hauste dabei derart, daß die völlige Ausrottung des Thieres bevorstand. Im Jahre 1807 verbot indeß die russische Regierung die Jagd auf den Pribylow-Inseln auf fünf Jahre vollständig. 1812 hatten sich die Seeottern wieder so vermehrt, daß das Verbot zurückgenommen werden konnte. Merkwürdig erscheint die Thatsache, daß beim Verkauf Alaskas an die Vereinigten Staaten die Seeotter-Frage nicht berührt worden ist. Die Seeotter-Jagd hat den Vereinigten Staaten seitdem einen Gewinn von 53 Millionen Dollars eingebracht, während Alaska für 7 200 000 Dollars verkauft wurde. —

Humoristisches.

— Im Gebirge. „Aber, Mizzi, wie kannst Du Dich nur von diesem ungelibdeten jungen Führer, der nicht einmal hochdeutsch spricht, lassen lassen?“ — „Lautchen, der Kuß war vollständig dialektfrei!“ —

Vermischtes vom Tage.

- Der Typhus ist jetzt auch in Weissenfels epidemisch aufgetreten. —
- Eine postalische Stillblütthe, die sich ein Briefträger geleistet, theilt das „Memeler Dampfboot“ mit. Ein als unbestellbar an den Absender zurückgekommener Brief trägt den flüssigen Vermerk: „Adressat mit Hilfe der Dispolizei verstorben!“ —
- Bei Niederlahnstein sind zwei fremde junge Mädchen in den Rhein gelaufen und in den Fluthen verschwunden. —
- In Wien stießen am Sonnabend zwei Trambahnwagen zusammen. 9 Personen wurden leicht verletzt. —
- In Budapest ermordeten zwei Brüder den Mörder ihres Vaters, der toben aus dem Zuchthause kam, in dem er 9 Jahr zugebracht hatte, auf offener Straße. —
- Betrieb einer „Literaturzeitung“. Die nachstehend im Wortlaute wiedergegebene Postkarte, aus deren Rückseite hier nur das Wort „Gilt“ mitgetheilt sei, empfing, wie das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ mittheilt, ein angesehener Buchhändler in einer ungarischen Stadt:

„THEATER-, KUNST- UND LITERATUR-ZEITUNG
CZERNOWITZ (Bukowina) 9. X. 97.

Guer Wohlgeboren!

Zu einem überaus ehrenvollen Artikel über Sie benötige ich Ihr gef. Vortritt, das Sie mir gütigst so ort zukommen lassen wollen. Ich muß jedoch bemerken, daß Sie die Glichelosten aus Eigenem zu bestreiten haben werden, da ich solche prinzipiell nicht trage. —

Ich ersuche demgemäß gleichzeitig mit der Photographie [um] 25 fl., worauf Büstenabzua des Artikels folgen wird.

Ergebenst

Chefredakteur Jfdor Obstgarten.“

— Victor Hugo's Roman „Les Misérables“ sind von der New-Yorker Schulbehörde für ein unmoralisches Buch erklärt worden, das von den Volksbibliotheken auszuschließen sei. —

— Der Küstendampfer „Triton“ ist an der Nordküste der Provinz Pinar del Rio (Kuba) gescheitert. Er hatte über 200 Personen, darunter 77 Soldaten, an Bord. Die Zahl der Todten wird auf 150 geschätzt. —

— Halifax (Neuschottland), 17. Oktober. Die Stadt Windsor, 45 Meilen nordwestlich von Halifax, ist durch eine Feuersbrunst fast ganz zerstört worden. Sieben Aelter der Stadt liegen in Trümmern, alle Kirchen, die öffentlichen Gebäude, die Banken und fast alle Geschäftshäuser sind niedergebrannt. Dreitausend Personen sind obdachlos. —